

Der Blick auf Europa : ein Blick in die Geschichte

Autor(en): **Kreis, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **78 (1998)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Georg Kreis,

geboren 1943, Ordinarius für Neuere Allgemeine Geschichte und Schweizer Geschichte an der Universität Basel mit Doktorabschluss 1972 bei Herbert Lüthy; 1985–1993 Leiter des Nationalen Forschungsprogramms 21 «Kulturelle Vielfalt und nationale Identität»; 1991/92 Beauftragter des Bundesrates zur Erarbeitung eines historischen Berichts über den Staatsschutz in der Schweiz; seit 1993 Leiter des interdisziplinären Europainstituts an der Universität Basel; seit August 1995 Präsident der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus und Mitglied der Expertenkommission des Nationalen Forschungsprogramms 42 «Grundlagen und Möglichkeiten der schweizerischen Aussenpolitik»; seit Dezember 1996 Mitglied der unabhängigen Expertenkommission «Schweiz – Zweiter Weltkrieg». Zahlreiche Publikationen zur älteren und jüngeren Zeitgeschichte. Die erste Publikation – «Juli 1940» – erschien im Dezember 1972 in Verbindung mit dem substantiellen Nachwort von Herbert Lüthy «Die Disteln von 1940».

DER BLICK AUF EUROPA – EIN BLICK IN DIE GESCHICHTE

Wer in Erfahrung bringen will, ob Herbert Lüthy für oder gegen die europäische Integration sei, bleibt auf seiner zu einfachen Neugierde sitzen – und wird an die Geschichte verwiesen. Eine simple Antwort erhält er nicht, indessen begegnet er einer gehörigen Portion Skepsis gegenüber der Vorstellung, dass sich das Integrationsprojekt im Eilzugtempo verwirklichen liesse.

Herbert Lüthy fügte 1977 in der kommentierten Ankündigung seines Lehrangebots, das sich einerseits mit *Louis XIX.*, andererseits mit der voreuropäischen Kolonialgeschichte befasste, das Postskriptum bei: «*Ich behandle in allen Vorlesungen das gleiche Thema: Geschichte.*»

In zwei wichtigen Momenten hat sich Lüthy zur europäischen Integrationsproblematik geäußert: 1960 nach der Spaltung des westeuropäischen Teils in eine Zollunion und eine Freihandelszone und 1990 nach der Aufhebung der 1948 verfestigten Zweiteilung in eine westliche und eine östliche Hemisphäre¹. Im ersten Text konzentriert sich Lüthy ganz auf das EWG-Projekt, im zweiten Text wird diese Auseinandersetzung – verschärft – nochmals aufgenommen, aber stärker in den gesamteuropäischen Rahmen eingebettet.

«Europa als Zollverein?» – die im Titel des ersten Textes aufgeworfene Frage weist bereits auf Lüthys fundamentalen Vorbehalt, das heisst auf die Überzeugung, dass eine Beschränkung auf ein ökonomisches Konzept nicht genüge. Lüthy räumt zwar ein, dass es anfänglich – um 1950 – eine Art «vormärzliches Konzept» (12) von Vereinigten Nationen Europas gegeben habe, und Lüthy selbst könnte durchaus zu dessen zeitgenössischen Befürwortern gehört haben². Dann aber sei es der Etappenplan zum Gemeinsamen Markt gewesen, was für die kommenden zehn oder fünfzehn Jahre ausgereicht habe, «um die Gedanken und die Träume der Europäer zu beschäftigen». (9) Man habe einen administrativen Prozess in Gang gesetzt, sei aber dem Streit um Verfassungsziele aus dem Weg gegangen. (11)

Lüthy sprach sich 1960 indirekt gegen die von den Funktionalisten vertretene

Auffassung aus, dass durch sektorielle Integration insbesondere im wirtschaftlichen Bereich mit der Zeit ein *spillover*-Effekt auch die politische Integration sozusagen von alleine herbeiführe. Ausgerechnet der Westen – «das Abendland des permanenten Wirtschaftswunders» – habe sich dem historischen Materialismus und der «wunderlich vulgärmarxistischen Illusion» verschrieben, während es der Osten sei, der noch an die bewegende Macht der Ideen oder Ideologien glaube. (16/19) Staaten würden nicht wie Wirtschaftsgebiete allmählich zusammenwachsen; ein gemeinsamer Markt und eine politische Einheit bildeten keinen graduellen, sondern einen kategorialen Unterschied. (16)

Lüthy hätte wohl den so anspruchsvollen wie unrealisierbaren Königsweg des *Konstitutionalismus* bevorzugt, der in einem grossen Wurf zu einer klaren Verfassungsordnung, aber auch – zu mehr als das – zu einer Legitimität und einer politischen Basis geführt hätte. Noch 1991 hören wir seine Kritik über die «*Konfusion der Gewalten*» und als zwangsläufige (hier aber überzeichnete) Konsequenz die «*Willkür der Verwaltung*». (245) 1960 räumte Lüthy ein, dass es zu früh sein könnte, einen Verfassungsrat oder Generalstände Europas einzuberufen, es sei aber nicht mehr zu früh, aus «den geheimnisvollen Andeutungen und den geheimnislosen Gemeinplätzen» herauszukommen. (37)

«Eurasische Vergletscherung»

Dem auf maximale Klarheit bedachten und leere Worte verabscheuenden Historiker missfiel vor allem die «*unablässige Anrufung eines nie definierten politischen Ideals*». (15) Für Lüthy war es selbstver-

1 Beide Texte sind heute zugänglich in der Publikation von Herbert Lüthy, *Wo liegt Europa? Zehn Versuche zu den Umtrieben des Zeitgeistes*. Verlag Neue Zürcher Zeitung 1991. 264 S. Die Seitenangaben im Artikel beziehen sich auf diese Ausgabe.

ständig, dass sich der Entwurf eines europäischen politischen Systems nicht auf den westlichen Zollverein der – damals – Sechs beschränken dürfe, sondern den ganzen Kontinent umfassen müsse. (36) Nach einer längeren Aufzählung von potentiellen Teilhabern, unter denen auch die Schweiz aufgeführt ist, nennt Lüthy 1960 auch die «Satellitenstaaten», die diesen Status vielleicht nicht in aller Zukunft behalten würden und für welche die EG ein Magnet und nicht eine Hürde sein sollte. (37)

Nach dem bisher Gesagten erstaunt es nicht, dass sich Herbert Lüthy in seiner 1990/91 unter dem Titel «Wo liegt Europa?» veröffentlichten Stellungnahme indirekt und direkt (241) gegen die Tendenz verwahrt, die westeuropäische Gemeinschaft leichtthin mit Europa gleichzusetzen. Das sogenannte «Osteuropa», das zu einem wichtigen Teil in Wirklichkeit zu Mitteleuropa gehört, wird als eine Zone präsentiert, die vorübergehend der «eurasiatischen Vergletscherung» ausgesetzt gewesen ist. (243/251) Seine historische Vielfalt sei durch die «Raupenschlepper der Geschichte» (260) zwar planiert worden; dieser Teil Europas befinde sich jetzt aber «auf der Suche nach seinem Weg zurück zur eigenen Geschichte und zu einem eigenen Ort in Europa». (261)

Auf der anderen Seite, am atlantischen «Westkap Eurasiens» (250), seien westeuropäische «Weite und Buntheit» (246) ebenfalls einem Einebnungsprozess ausgesetzt gewesen. Verantwortlich für diese Planierung ist das «administrative Generalunternehmen» mit Sitz in Brüssel. (248) Dazu passt die Auffassung, dass die Einheitliche Europäische Akte von 1985 einen «unförmigen Wust» gebildet habe. Die Römer Verträge von 1957 seien aus einer Allianz zwischen «liberalisierenden Freihändlern» und «zentralisierenden Administratoren» hervorgegangen (243); letztere hätten aber, zumal sie im Lande Colberts besonders eifrige Verfechter gefunden hätten, mit 1985 die Oberhand gewonnen.

Die Kritik am Zollverein-Charakter ist verständlich und für die EWG der frühen sechziger Jahre auch treffend. Der EU der neunziger Jahre dagegen und insbesondere dem Wirken der Kommission würde man nicht gerecht, wenn man heute noch von ihr oder ihm sagen würde, sie oder es

.....

Ein gemeinsamer
Markt und eine
politische Einheit
bilden keinen
graduellen,
sondern einen
kategorialen
Unterschied.

.....

begnüge sich damit, «die Austauschbedingungen französischer Rindshinterenteile gegen deutsche Rindsvorderteile zu regeln». (25) Die EU beschränkt sich längst nicht mehr auf die ökonomische Dimension und erbringt gesellschaftliche Leistungen, die man als Erfüllung der Normen- und Zielkataloge der meisten Verfassungen bezeichnen kann; zum Beispiel mit der transnationalen Durchsetzung des Prinzips der Rechtsgleichheit (inklusive der Chancengleichheit der Geschlechter), mit der Gewährleistung des Verbraucherschutzes, neuerdings der Förderung auch des Umweltschutzes, der Erleichterung der Mobilität der Studierenden u. a. m.

«Brüssel» kommt in Lüthys späteren Einschätzungen nicht gut – und zu schlecht – weg. Während Lüthy 1960 noch beinahe neutral vom «Geschiebe von Gremien, Sekretariaten, Verträgen, Kompetenzen, Beamtenstäben, Direktiven und Nomenklaturen» spricht (7) und zu Recht einräumt, dass der damals etwa 2000 Mitarbeiter umfassende Beamtenstab im Vergleich zu den «unzähligen Heerhaufen nationaler Wirtschaftsbürokratien» sehr klein sei (13), gerät ihm beim Schreiben des Textes von 1991 gleich dreimal das Wort «Termitenstaat» in die Feder, von dem eine «ameisenhafte Geschäftigkeit» ausgehe. (247)

Keine klare Verfassungsordnung

Wenn wir genau hinsehen, finden wir freilich auch anerkennende Worte. Positiv wird vermerkt, dass das «lotharingische Kernland» zusammengewachsen und auf «exemplarische Weise europäischer als alle anderen Europen» geworden sei. (242) Eher zwiespältig ist hingegen die Feststellung, dass die Gemeinschaft das Unvereinbare geduldig vereinbare (245) und nur Selbstzweckcharakter habe. (251) Als wichtigstes Manko wird der EG noch immer das Fehlen einer klaren Verfassungsordnung angekreidet. Das Projekt der politischen Union würde als «prozeduraler Wurmfortsatz des Binnenmarkts» gesehen. (250) Lüthy bemängelt den ausgebliebenen Fortschritt in den Bemühungen zur Schaffung einer gemeinsamen politischen Basis. Die Gemeinschaft sei unter dem «Generalkontrolleur» Delors ein «unvollendeter Bundesstaat» geblieben.

2 Vgl. Claus Hässig, *Intellektuelles Vakuum oder Aufbruchstimmung? Die Rencontres internationales de Genève*. In: *Die Schweiz im internationalen System der Nachkriegszeit 1943–1950*. Herausgegeben von Georg Kreis, Basel 1996, S. 18 ff. (*Itinera* Fasc. 18).



„Seltsam! Vor 500 Jahren rollte diese Lawine bergab – jetzt kommt sie wieder bergauf! Allerdings – damals trugen wir auch noch keine Zöpfe...“

Aus: Die Bilderhandschrift von Ennenda, Verlag Herbert Lang, Bern 1962.

Der wohl wichtigste Kritikpunkt lautet: «Europa, als Schlagwort und Firmenschild inflationär vermarktet, hat in diesen drei Jahrzehnten ganz unmerklich aufgehört, ein Gegenstand der Literatur, der Geschichtsschreibung, vielleicht schon des nichtkommerziellen Denkens überhaupt zu sein. (...). Das Europa der Sechs, der Neun und der Zwölf ist kein Ort gemeinsamer Geschichte und auch kaum gemeinsamen Gegenwartsbewusstseins geworden.» (248) Fragt sich nur, wer dafür die Verantwortung trägt – einzig die Brüsseler Kommissare oder auch Europas Intellektuelle, Lüthys Kollegen, deren Interesse an Europa sich nach 1950 drastisch verflüchtigte.

In Lüthys Essay von 1991 finden sich zwei Zwischentitel. Der eine lautet «Die Einbahnstrasse», der andere «Die Spur des

Jahrhunderts». Mit der ersten Metapher gibt er eine kritische Charakterisierung des offenbar zu wenig kritischen, weil zu finalistisch ausgerichteten Selbstverständnisses der Eurokraten, die sich an der Vorstellung des – wie in den Römer Verträgen formuliert – «immer engeren Zusammenschlusses der europäischen Völker» orientieren. Lüthy meint zwar nicht, dass diese Vorstellung nur falsch sei: Der in der Beobachtung der *longue durée* geschulte Historiker bestätigt im Gegenteil, der westeuropäische Zusammen-

Herbert Lüthy verstand das Jahr 1989 insofern als Wendejahr, als sich die Möglichkeit abzeichnete, die «Spur des Jahrhunderts» wiederzuentdecken und die gemeinsame Zivilisation, die 1914 auseinandergebrochen war, wieder zusammenzutragen.

menschluss komme zwar nicht geradlinig, sondern mäanderartig beharrlich voran, im Wechsel von «sumpfigen Stauungen, kurzen Euphorien und langen Krisen». (243)

Erinnerung an Europa

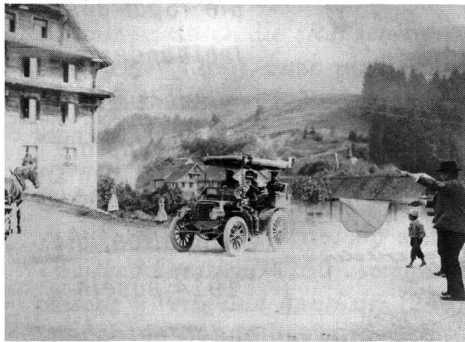
Herbert Lüthy verstand das Jahr 1989 insofern als Wendejahr, als sich die Möglichkeit abzeichnete, die «Spur des Jahrhunderts» wiederzuentdecken und die gemeinsame Zivilisation, die 1914 auseinandergebrochen war, wieder zusammenzutragen und – mehr noch – am Ende dieses Jahrhunderts eine europäische Friedensordnung zu errichten, die diesen Namen verdient. Zugleich bemerkt er, dass die EG beziehungsweise EU eher als «Floss der Me-

dusa» erschien, dessen Passagiere sich des Ansturms von Schiffbrüchigen erwehren wollen. (251) Die westeuropäische Politik dürfe sich aber nicht darauf beschränken, deren «Europafähigkeit» zu evaluieren. Jetzt habe Europa eine «Sternstunde der Politik» nötig. (261) Worin diese bestünde, führt *Lüthy* nicht weiter aus. Die Antwort findet sich *ex negativo* in der zuvor eingebrachten Mängelrüge, dass die westeuropäische Gemeinschaft bisher keine Verfassungsdiskussion in die Öffentlichkeit getragen habe. (248)

Lüthy benennt einzig – und immerhin – zwei wichtige Voraussetzungen: die Fähig-

keit zu trauern, ohne zu hassen, und, gewissermassen als weitere Voraussetzung, eine «*Erinnerung an Europa*», die über das letzte Kriegsende und über die Anfänge der westeuropäischen Union zurückreicht. Mit anderen Worten: Europa benötige ein historisches Bewusstsein, das der Geschichte, und das heisst ihren tieferen Gegebenheiten und längeren Entwicklungslinien, entspricht. ♦

(Verfasst im November 1997 in New York zwischen dem Hudson und dem East River und der 47. und 48. Strasse, im 21. Stock am Sitz der schweizerischen UN-Mission).



TITELBILD

RASENDE ZEITEN

Anton Krenn:
Autorennen bei Schindellegi, 1902, © Schweizerische Stiftung für die Photographie.
Der Nachlass von Anton Krenn befindet sich bei der Schweizerischen Stiftung für die Photographie, Zürich. Die Ausstellung «Seitenblicke» entsteht als Koproduktion zwischen der Schweizerischen Stiftung für die Photographie und dem Forum der Schweizer Geschichte (Schweizerisches Landesmuseum, Schwyz). Sie wird nach Schwyz auch in Paris, Genf, Lugano und Zürich zu sehen sein.

Schindellegi, 23. Juni 1902: Teilnehmer des ersten internationalen Autorennens von Paris nach Wien «rasen» mit 30 Kilometern pro Stunde über die Passhöhe. Rund 10 Jahre nach Inbetriebnahme der ersten Automobile trägt dieser Wettbewerb dazu bei, Autos gesellschaftsfähig zu machen. Denn nicht überall löst die Erfindung Begeisterung aus. Auch das abgebildete Zeitdokument macht das Misstrauen der ländlichen Zuschauer sichtbar, die das exotische Vehikel aus sicherer Distanz verfolgen. Die Photographie stammt aus dem Nachlass von *Anton Krenn* (1874–1958), dessen Lebens- und Arbeitsumstände nach wie vor der Erforschung harren. Bekannt ist, dass der ehemalige Schuhmacher *Krenn* aus Österreich schon um die Jahrhundertwende in Zürich

eine Art Bild- und Presseagentur betrieb, durch die er neben eigenen Photographien auch zahlreiche Fremdbilder und Texte anbot. Dieses Originaldokument zur Motorisierung der Schweiz wird im Rahmen einer Ausstellung mit dem Titel «Seitenblicke» im Mai 1998 – zum 150-Jahr-Jubiläum des schweizerischen Bundesstaats – im Forum der Schweizer Geschichte, Schwyz, erstmals öffentlich präsentiert werden. «Seitenblicke» unternimmt den kühnen Versuch, die letzten 150 Jahre in 150 ausgewählten Photographien aus einer unüblichen Perspektive Revue passieren zu lassen. Wo liegen die Stärken, wo die Schwächen und Tücken des Mediums Photographie als Quelle zur Geschichte? ♦

PETER PFRUNDER